

(Nachdruck verboten.)

## 5) Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldshiner.

Im Felsenkeller gab es Wein und „halbgeschlagene Butter“ und Schwarzbrot, das verführerisch roch. Der kleine Garten zwischen dem Haus und dem Felsenhang, der mit niedrigem Eichenestrüpp und dicken Opuntien wild bewachsen war, hatte sich mit Menschen angefüllt; alles schwatzte und lachte, überall vergnügte Gesichter, und Onkel Anton grüßte hier und dort Bekannte. Pepi saß still und hörte zu. Mit ihrem hellen, sommerlichen Kleide war sie anzusehen wie eine feltzame Blume, die eben erst aus ihrem Kelch erblüht ist und nun unter dem sengenden Hauch der Sonne schon wieder zu welken begonnen hat.

Ihr war so weh geworden; sie wußte nicht warum. Da saß man, und die Sonne leuchtete, und der Sommer war gekommen, und alles Glück war auf der Welt; nur für sie gab es keine Freude. Sie verstand nicht, warum die Menschen lachten, warum sie so einsam war, und die Glocken fern in der Stadt läuteten so wehmütig herüber, ach, so wehmütig, daß es wie ein tiefes, schweres Schluchzen war, das sich aus wunder Brust gerungen. Sie sehnte sich nach Hause, nach einem stillen Winkel, wo sie weinen konnte, nach einem Versinken in traumlosen Schlaf... Wenn man doch tot wäre!...

Auf dem Rückwege wurden sie alle recht müde. Nur der Onkel piff noch vergnügt, richtete sich auf, so gut er es mit seinem gekrümmten Rücken vermochte, und ging mit schief gerücktem Hut einher wie ein Dandy, den alle Mädchen lieben. Auf der Kaiserbrücke gab es ein großes Gedränge von heimkehrenden Ausflüglern mit verstaubten Schuhen und erhitzten Gesichtern und Blumen auf den Hüten. Wen noch der Sommer nicht in die Höhen hinaufgetrieben hatte, der war heute ausgeschwärmt und kehrte nun mißmutig in die heißen Straßen zurück.

Am Obstplatz standen ein paar Herren in müßigem Gespräch beieinander. Pepi fühlte, wie sie rot wurde. Nur einen Augenblick hatte sie hingeschaut; dann schlug sie die Augen zu Boden. Sie sah nur undeutlich, wie der eine der Herren höflich grüßend den Hut vom Kopfe herunternahm; und dann waren sie schon vorbei, und die Mutter sagte gallig zu ihrem Bruder:

„So, jetzt hat sich der auch wieder mal darauf besonnen, daß er uns kennt.“

„Ein schöner Mensch, der Bernwerth!“

„Ach was, der schlechte Kerl, der! Läßt die arme Frau verlassen zu Hause sitzen und läuft allen Schürzen nach. Ein Skandal ist's.“

Pepi machte plötzlich auf. Ihr war, als ob sie ihn verteidigen müßte. Sie atmete tief und sagte hastig mit überstürzten Worten:

„Bei der Kathl sagen sie, daß er nicht schuld d'ran ist. Die Frau soll an allem schuld sein. Immer unzufrieden und immer schlecht aufgelegt und geizig und...“

Aber die Mutter ließ sie nicht ausreden. „Was wissen die davon!“ sagte sie ärgerlich. „Und Du merk' Dir ein für allemal: von so einem Menschen, der ganz gewiß für den Teufel reif ist, ist alles Schlimme zu glauben. Ein Mensch, der nicht einmal in die Kirche geht und in die Osterbeichte, ist ein Lump durch und durch. Da gib's nichts. Verstanden? Und jetzt untersteh' Dich, noch einmal von dem zu reden.“

Anton schaute seine Schwester ganz erstaunt an. Er wollte sie eigentlich d'rauf aufmerksam machen, daß nicht Pepi, sondern sie selber von Bernwerth zu reden angefangen hatte. Aber dann gab er's Keber auf. Wenn sie sich einmal so ins Zeug legte, war doch nichts mir ihr anzufangen. Da machte er lieber ein ernstes Gesicht, so gut er's eben vermochte, und schwieg.

Pepi verließ zu Hause das neue Kleid und saß dann still und einsilbig beim Strickstrumpf, bis Schlafenszeit war.

3.

Bei der Kathl war in den Sommermonaten so wenig zu tun, daß die Mädchen schon um vier des Nachmittags gehen konnten. Das waren ihre Ferien.

Pepi benutzte sie mit der Mutter Erlaubnis zu einem Spaziergang. Sie vermied den Stadtpark, wo ihr stets zu viel Menschen waren, und suchte am liebsten die Weingüter jenseit der Bahn auf, gegen den Fluß zu, wo es Schatten gab. Man mußte sich eilen, wenn man noch etwas von diesen stillen, einsamen Gründen haben wollte. Denn sowie die Trauben zu reifen begannen, wurde die ganze Gegend für den Verkehr abgeschlossen, und der Saltner sorgte dann schon dafür, daß kein Unbefugter sich in den Weinbergen herumtrieb.

Pepi pflegte sich unter einen großen, schattigen Nußbaum zu setzen, der auf einer wallartigen Erhebung stand. Ein rauschendes Wasser floß vorbei.

Man überfah das ganze Talbecken mit der Stadt, auf deren Dächern das helle Licht des Sommertages wie Silber lag.

Der langgestreckte Bergzug dahinter verschwand in einem blauen, feinen Dufte, der erst des Abends wich, wenn die Sonne untergegangen war.

Vom Bahnhof her kam das Geräusch der Züge. Und wenn eine Lokomotive piff, dann gab es am Kollererberg ein helles Echo. Das Rauschen des Flusses war fern und wurde fast übertönt vom Plätschern des reizenden Rinnfals zu Pepis Füßen und vom Surren und Summen der ungezählten Mücken und Bienen, die im Sonnenlicht spielten.

Sier war es heimlich, und hier fühlte Pepi sich geborgen. Aber eines Nachmittags kam sie nicht allein an ihren Platz wie gewöhnlich; Bernwerth war in ihrer Begleitung.

Sie setzte sich still und wagte nicht aufzusehen; sie hatte Furcht. Wie das gekommen war, daß sie seine Begleitung angenommen hatte, begriff sie jetzt kaum. Sie hätte es eigentlich doch wohl nicht tun dürfen; aber er hatte so bescheiden gebeten, daß sie es nicht hätte abschlagen können, und wenn es zehnmal unrecht war.

Und schließlich: was war denn auch dabei?

Aber nun wagte sie kaum zu reden und ließ ihn erzählen. Und machte einen Kranz aus Bergfarnkeimicht. Und er reichte ihr immer neue Blüten, die sie auf dem Herweg gesammelt hatten.

„Das wird schön,“ sagte er nach einer Weile. „Sie haben geschickte Finger, Fräulein Pepi.“

„Sie sind so zerstoehen vom Nähen,“ erwiderte sie beschämt. „Sie dürfen nicht darauf schauen, Herr Bernwerth.“

„Ach Gott, wenn alle Mädchen solche Hände hätten! Sie haben wahrhaftig keinen Grund, sie zu verstecken. Lassen Sie mich mal sehen!“

Er griff nach ihrer rechten Hand, die sie ihm ängstlich überließ.

„Sie werden lange leben,“ sagte er nach einer Weile. „Ich versteh' mich drauf. Sehen Sie: das ist die Lebenslinie; aber Reichtümer werden Sie kaum sammeln... Bei mir ist es umgekehrt. Schauen Sie her! Ich muß früh sterben, aber ich hinterlasse einen Haufen Geld. Und meine Frau wird sich einen großen Schrank anschaffen müssen.“

Er lachte heiter und brach dann ab. Pepi schwieg und machte sich mit ihren Blumen zu schaffen.

Bernwerth zündete sich derweil eine Zigarre an und begann mächtig zu qualmen, um die Mücken zu vertreiben. Er saß keinen Augenblick ruhig und holte ein paar Mal tief Atem. Dann beugte er sich vor und begann ganz unverbessert:

„Was denken Sie eigentlich von mir? Glauben Sie auch, daß ich so ein Kerl bin, dem man aus dem Weg gehen muß? ... O ja, schauen Sie nicht fort! Ich kenn' das schon; bei Ihnen in der Nähstube werden gewiß Schauderdinge erzählt? Was?“

„O Herr Bernwerth... ganz gewiß nicht... was denken Sie wohl von uns?“

„Sie brauchen sich nicht zu genieren... ich bin abgehärtet. Gucken Sie mich mal an! ... Nicht? Na, dann sagen Sie's so, was man mir alles vorwirft. Wie kann ich mich bessern, wenn ich nicht weiß, was ich verbrochen habe?“

Aber sie schwieg hartnäckig und errötete ein über das andere Mal bis in den Nacken hinein.

Da lachte er hell auf, schlug die Hände zusammen, daß es schallte, und sagte gutmütig:

„Na, ich will Sie nicht quälen. Aber keine Antwort ist auch eine Antwort. Und ich kann mir's jetzt recht gut vor-

stellen, wie ich angeschrieben bin. Sie bereuen's jetzt gewiß, daß ich Sie habe begleiten dürfen?"

Aber da schaute sie ihm voll ins Gesicht. Ihr Herz schlug stürmisch, und eigentlich wollte sie aufstehen und sich von ihm verabschieden. Statt dessen legte sie jedoch nur die Blumen auf den Rain und strich die Falten aus ihrem Rock. Und dann sagte sie leise aber fest: „Nein . . . bereuen tu' ich nichts.“

Da sah er sie mit glänzenden Augen an und faßte nach ihrer Hand, die sie ihm willenlos überlassen mußte, trotzdem in ihrem Innern eine Warnerstimme sich erhoben hatte: „Tu's nicht! Tu's nicht! Es ist unrecht, was ihr tut.“

„Sie haben so schöne Augen!“ sagte er leise und drückte ihr die Hand.

Dann schwiegen sie eine Weile, daß man nichts mehr hörte als ihren leisen Atem, das Rauschen des Wassers und das gleichmäßige Summen der Räder, die über dem Wege spielten.

Pepi war von einem Zauber umfungen. Sie war in ein frohes Wunderland entrückt, in dem es keinen Schmerz und keine Anlust mehr gab, in dem alles Sonnenschein und warmes, seltsames Leben war. Warum an die Wirklichkeit denken, an das Gerede der Menschen, an die strenge Furcht der Mutter? An ein Erwachen im öden Grau des Alltagsda-seins? Konnte man nicht immer so über den Dingen schweben? Konnte man nicht — mußte man nicht lieben, was sich so offen und herzlich gab?

Ach, daß es doch immer Sommer bliebe! Immer ein sonniger Abend am Rain! Daß man sterben könnte, vergehen im Rauschen des Wassers!

Es war ihr wie damals nach jenem Traum, den sie auch hatte verlängern wollen und doch nicht hatte können. Hier wie dort würde ein Erwachen kommen und ein Erschrecken vor dem Gefühl der eigenen Ohnmacht.

Pernwerth betrachtete sie schweigend. Es war nicht seine Art, mit den Mädchen, die er küssen wollte, zu philosophieren und über sein Tun und Lassen Rede zu stehen. Diese Kleine da hatte sich seinem Blick aufgedrängt; es war etwas an ihr, was ihn anzog; er wußte es selbst nicht, ob es die Augen waren oder dieser weipliche Fleck auf der Wange oder der ganze Ausdruck ihrer Züge. Er hatte ihr nachgestellt mit Freibeutergedanken; er kannte sich; er wußte, wie man die Mädchen berückt. Nun aber kam es ihm vor, als ob es doch etwas anderes sein müsse, er war fast gerührt von der Unschuld ihres Wesens; einen Augenblick lang stieg freilich der Gedanke in ihm auf: Du machst dich lächerlich mit deiner Sentimentalität — o, wie wirst du dich vor dir selber schämen! Aber gleich darauf verwarf er jeden Anlauf zur Selbstver-spottung, gab sich dem Zauber des Augenblicks und dem nie gefühlten Reiz des Glaubens an menschliche Unschuld hin, und nahm sich vor, ihr Vertrauen nicht lügen zu strafen.

„Sie sind wohl sehr fromm, Pepi?“ sagte er und ließ ihre Hand los.

„Ich weiß nicht . . . aber ich fürchte, noch viel zu wenig.“

„Warum denn?“

„Ich sah' sonst nicht hier mit Ihnen.“

„Soll das auch ein Unrecht sein?“

„Na . . . meine Mutter weiß nichts davon.“

„Nun hören Sie aber . . . wir sind doch Nachbars-leute . . .!“

„Sie würde es nicht erlauben.“

„Na, da haben wir's ja.“ Er kratzte sich hinter dem rechten Ohr und versuchte unglücklich auszuweichen. Aber dann wurde er gleich wieder ernst und sagte betroffen:

„Ihre Mutter kennt mich nicht. Die glaubt wahrscheinlich alles, was mißgünstige Leute über mich verbreiten. Aber wahrhaftig, es ist nicht so schlimm, und es täte mir leid, wenn ich Ihnen keine bessere Meinung von mir beibringen könnte. Sehen Sie, die Menschen nehmen oft für Schlechtigkeit, was nur Unglück ist. Man kann doch nicht hingehen und jedem einzelnen erklären, warum man so ist und nicht anders . . . und schließlich wird einem dann alles egal, und man läßt's gehen, wie's eben geht . . . Na, ich will nicht tun, als ob ich mich hier auf Kosten der anderen weiß waschen wollte. Ich hoffe, daß ich noch oft mit Ihnen zusammen sein werde . . . Dann sollen Sie schon von selbst erkennen, wie ich bin. Und jetzt wollen wir von anderen Dingen reden. Nicht?“

„Es ist schon spät.“ Sie sagte es leise und mit einem Bittern in der Stimme, das ihn mit Mitleid erfüllte.

„Sie sind so ängstlich, Fräulein Pepi. Ich habe Sie doch nicht erschreckt?“

„Nein . . . gewiß nicht, ganz gewiß nicht . . . aber ich muß nach Hause.“

„Ganz wie Sie wollen; aber Sie kommen ein ander Mal wieder?“

„Gern.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Lieber nicht, Herr Pernwerth . . . ich . . . möchte . . . nicht, daß . . .“

„Nein, Sie haben recht. Ich sage Ihnen hier: Auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## „Den grünen Rhein zu Berge.“

Von Wilhelm Holzamer (Paris).

In meiner Jugend hab' ich den Rhein vielmal, zu allen Jahres- und Tageszeiten befahren. Wenn ich in Mainz einmal die Schule „schwänzen“ wollte, so meldete ich mich krank und setzte mich ins Köln-Düsseldorf'sche Dampfschiff — Vorkajüte — und fuhr zu meinen Verwandten nach Bingen. Und eine Zeitlang, erinnere ich mich, konnte ich die Ferien nicht abwarten und machte die Sache jeden Samstag. Schlag 9 Uhr sah ich im Dampfboot — gegen 10 oder nach 10 fuhr's erst ab. Dem Schnellschiff konnte ich mir nicht leisten, nachdem ich mir schon das „Schwänzen“ geleistet hatte. Meine Binger Freunde holten mich dann meist am Rhein ab, und meine Großmutter wärmte mir die Reste vom Mittagessen. Und ich danke heute noch dem „stygischen Zeus“, der alles Schöne sterben läßt, daß er mir dieses Schöne nicht hat sterben lassen, sondern Eltern und Verwandte und die gewaltigen Säulmeister im goldenen Mainz dauernd in Blindheit gegen meine böse Tat erhielt.

Von Köln bis Bonn erkennt man seinen lieben alten Rheinstrom nicht wieder, wenn man lange die Fahrt nicht mehr gemacht hat. Da könnte er ein beliebiges Wasser sein. Ach nein, am Wasser liegt's nicht, es liegt am Lande. Wir Frohen vom Mittelrhein erkennen das Ufer als Rheinufer erst von Bonn an als richtig R h e i n u f e r an. Da kommen die Berge wieder heran, da ist wieder die volle rheinische Schönheit. Godesberg und Königswinter! Boesjel! Liebe Deutsche des übrigen Deutschland! Die Ruine Godesberg, die Ruine Rolandsee, der Drachenfels, das Sieben-gebirge, die Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth, das sind nicht nur Studentenlieder, das ist alles Volkslied. Das ist unspannen mit dem Eppich der Sage und schaut, wie der Rolandebogen, mit Märchenaugen ins Land. Das ist alles Geschichte, und da erblicken überall Geschichten. Das macht einen trunken. Schönheit, die man nicht beschreiben kann — nein, das Auge wird nicht satt davon. Es wandert vom einen zum anderen und kehrt immer zum selben wieder. Die Schiffe, die hier ziehen, die Berge, die hier thronen, der Wald, der hier prangt, die Ruinen, die hier träumen, die Städte, die hier blühen. In Bildern kann das wiedergegeben werden — was wir empfinden, das ist unbeschreibbar. Das ist eben Musik, das ist Volkslied. Das ist wie Erinnerung an Vergangenes, das ist Besitz von Lieben, von Warmem, Schöнем, das das Aller-schönste im Leben ist, wie wir's schöner nicht erreichen können, wie es schöner kein Land der Welt bietet — (und was bietet die Welt viel Schönes!) — das ist eben der Rhein, an dem man nur leben, . . . dem man nur geboren sein möchte.

Das Schiff gleitet weiter — die Gegend ist nicht mehr so voll der Reize wie auf der Strecke von Godesberg bis Rolandsee. Es kommen noch die schönen Städte Nemagen, Endernach, die man nur zu nennen braucht, um dieses eigentümliche Etwas der romantischen Rheinklänge zu suggerieren. — Schlösser und Ruinen, Türme und Villen grünen, aber bis Koblenz wird man nicht mehr so ergriffen. Man hält Umschau, Vor- und Rückschau, man genießt, man freut sich — ja, schön ist das alles, aber vielleicht ist man zu anspruchsvoll geworden, vielleicht ist man ungerecht. Man vergleicht beständig. Und der Vergleich im Gemüth ist immer die Beeinträchtigung des Gemüthes.

Von Koblenz an südwärts, da leben wir mählich wieder ganz dem Schönen, das sich bietet. Zahlreiche Burgen auf beiden Seiten — Stolzenfels, Lahneck, Liebenad, die Marksburg. Die Ruine Sternberg und Liebenstein, nachdem die Rheinbiegung von Niederspan, an Boppard vorüber, bis Camp durchfahren ist — und dann guckt die Ruine der Maus zu uns her, und bald sehen wir auch die Staß. die beiden Schlösser, die einander stets besahen. Wer da ist auch schon St. Goarshausen, das ist St. Goar mit der Ruine Rheinfels — und nun fühlen wir das eigentliche Heimatländliche des Rheins. Unseres Rheins! Herrgott, was das heißt! Das heißt zuerst einmal ein Augen-leuchten und Brustweiten, das heißt einen Jubelton und Juchzer. Das heißt — „ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“ ein frohes Wehsein und ein wehes Frohsein — und da vorn ist auch schon der Loreleyfels — und, du blasser Jude Heine, du ins Ausland ver-stoßener Dichter des schönsten deutschen Liedes, des deutschen aller Lieder! — da huldigen wir dir: das ganze Schiff singt dein Lied — und ein paar verschlucken sich, weil ihnen die Tränen aufsteigen —

und wir heben die Gläser — dir Rhein, dir Loreley, dir Heine, Dichter, dir Poesie. Rheinwein — und wir schauen den Fels hinauf, auf dem sich nichts rührt — und warten auf das Wunderbare, das Geheimnisvolle, das Märchenhafte, das sich von da oben zu uns herniederneigen soll. Und wir schauen und singen, trinken und warten und haben's gar nicht gemerkt, daß es längst unter uns weilt, daß es zu uns herniedergestiegen auf den Klängen des Heineliedes, und daß es auf den Saiten unserer Seele spielt, die süße Märchen-Sagen-Parfenweis, die deutsche Rheinweise, die Vergangenheits- und Traumweise — ganz voll und uns ganz erfüllend, innig, einfach, lieb, schlüft.

Den Schiffer im kleinen Schiffe  
ergreift es mit wildem Weh,  
er schaut nicht die Felsenriffe,  
er schaut nur hinauf in die Höh.

Unser Rhein! Ja, viel Liebe heißt das, aber auch viel Verachtung — viel Mitleid und Verachtung für euch andere in deutschen und fremden Ländern, die ihr nicht so viel Schönheit habt wie wir, die ihr nicht soviel besitzt von ihr und nicht aufgewachsen seid in ihrer Hülle und Fülle! Was ihr auch haben möcht — uns zählt's nicht!

Und nun ist's des Schönen kein Ende — Taub mit seiner Pfalz, Bacharach mit seinen Mauern und Ruinen — Stahleck, Fürstenberg, Heimbürg, Sooneck, Falkenburg, Rheinstein endlich, Ahmannshausen gegenüber. Das Hotel zur „Krone“ mit der Wüste Freiligraths oben im Giebel. „Zu Ahmannshausen in der Kron, da schrieb ich gegen eine Kron“ — ah, ja, über der Rheinpoesie die Freiheit nicht zu vergessen. Von wie viel Unterdrückung, von Volksthum und Volksmißhandlung künden nicht alle diese stolzen Festen, die nun teilweise in Ruinen liegen — von Frondienst und Zehnten, von Brandschatzung und Verwüsthung und Räuberei, der Wanderer, der Kaufmann, der hier die Straße zog — die reichen Schiffe, die vor den Klippen auswichen, die Kette hielt sie fest. Geld, Gut, Leben — wie günstig war diese enge hohe Gasse des Rheins, sie zu nehmen! Aber an den Hängen der Berge wuchsen auch die Reben, deren Blut das Blut befeuerte, deren Geist den Geist belebte, was hat der Wein mit dem Alkohol zu schaffen, wenn wir des Edlen wert sind, so daß man den Bodenstekt-Bers so variieren möchte: Wer nicht Wein statt Wasser trinkt, der ist des Weins nicht wert — der Wein und der freie Weg, den der Rhein in die Berge gegraben, sie brachten den Bewohnern diesen gewakteren Sinn, der Ketten zerbrach und Festen säumte und Slaverei nicht länger ertrag, weil sie frei sein wollten wie ihr Rhein. Der Freiheit eine Gasse war von jeder der Rhein — trotz der Dome und Klöster und Kapellen, die sich in seinem Wasser spiegeln — durch seine Vermittelung des Verkehrs, durch die geistige Zufuhr, die er direkt oder indirekt vermittelte. Auch gerechter, lebendiger, beweglicher Sinn ist bis heute dem Rheinländer eigen.

Wir fahren ins Dinger Loß ein. Die Wasser schäumen und strudeln an den Felsen — der Mäuseturm streckt seinen Ballon aus — und das Panorama von Wingen — der Nahe und des Rheingaus — die gegangenen Höhen und Hänge der Heimat tun sich auf, breiten sich aus und grüßen her. Es ist etwas Grüßendes in unserem Lande, so daß man hinein einzieht mit frohem Sinn, nicht fragend nach Ernst und Leid der Wirklichkeit — ein bißchen Blindheit gehört zu jeder Liebe! — so daß man mit hellen Augen und leichten Schritten sich in seine Arme wirft — ein Kind in Mutterarme — und sich entzückt in Schluchzen und Jubeln. O, wie wohl es tut nach so viel Bitternis — in so viel Bitterkeit —, sich einmal wieder zu entzünden in Dichter-Kinderfann . . .

## Kleines feuilleton.

m. Wie man früher operierte. Während heutzutage auch die Laien den Wert einer antiseptischen und aseptischen Behandlung von Wunden zu begreifen beginnen, waren früher selbst die berühmtesten Aerzte von einer uns fast unglücklich erscheinenden Sorglosigkeit bei der Wundbehandlung. Es ist eines der Hauptverdienste des unlängst verstorbenen Breslauer Chirurgen v. Mikulicz, daß er die Verhütung der Wundkrankheiten praktisch und theoretisch gefördert hat. Er wurde nicht müde, neue Sicherungen gegen das Eindringen von Wundbazillen in Wunden auszusinnen; er erfand den zur Reinigung der Hände des Operateurs so vorzüglichen Seifenspiritus und führte besondere Operationshandschuhe ein, die während der Operation, wenn sie blutdurchtränkt waren, durch neue, frisch sterilisierte, d. h. keimfrei gemachte, ersetzt wurden. Bei schwierigen und gefährlichen chirurgischen Eingriffen, wie z. B. bei Öffnung der Bauchhöhle, bediente sich Mikulicz sogar einer Gesichtsmaske und einer enganschließenden Kopfbedeckung, um das Hineinfallen von Keimen vom Gesicht und den Haaren des Operateurs in die Wunde zu verhindern.

Früher, als man noch gar nicht einmal das Wort Bazillus kannte, machte man das anders! Es ist sehr interessant, darüber einiges aus dem Munde eines Mannes zu erfahren, der selbst in dem Rufe eines bedeutenden Operateurs steht. Professor Hermann Sohn in Breslau, der berühmte Augenarzt, wies in einer Gedächtnisrede auf Mikulicz zum Beispiel auf die Operationsmethoden der Begründer der modernen Augenheilkunde, Graefe, Foerster und Kellin, deren Schüler er gewesen ist.

Diese zu ihrer Zeit an der Spitze der Wissenschaft marschierenden Männer pflegten in demselben Zimmer, in dem eben noch Hunderte von Kranken poliklinisch behandelt worden waren, ohne jede Desinfektion der Hände, ja oft nach nur notdürftigem Abwischen der Instrumente große Augenoperationen zu machen, die — von den schönsten Erfolgen begleitet waren. Das heißt: wenn's eben nicht anders kam! In der Zeit jener Operateure bereitete fast regelmäßig jeder fünfte Fall von grauem Star am dritten Tage nach der Operation. Sohn erzählt, daß er selbst noch vor 45 Jahren gesehen habe, wie Jünglingen in Berlin, seinerzeit ein sehr geschickter und gesuchter Operateur, gleich nach jeder Staroperation 12 Blutegel neben das Bett des Kranken stellen ließ, damit sie sofort an die Schläfen gesetzt werden könnten, wenn am Abend die Entzündung begann. Nicht nur einen modern ausgebildeten Arzt, sondern auch einen Laien überläßt es ganz kalt, wenn er liest, daß der vortreffliche Art vor der Staroperation das Starmesser ganz ruhig in den Mund nahm; man glaubte, und vielleicht glaubte er es auch selbst, daß seine Mundhöhle besonders ungefährlich sei, weil er ein — starker Raucher war. Nicht viel besser war es, wenn Graefe das Starmesser aus dem schönen blauen Sammetläschen zur Operation herausnahm; man kann sich nicht gut einen besseren Bazillenfänger ausdenken, als den Sammet! Daß bei solchem Verfahren auch den besten Operateuren, deren Geschicklichkeit und Befähigung außer Zweifel standen, immer wieder unbegreiflich erscheinende Fälle von Vereiterungen unterliefen, kann uns nicht wundernehmen. Graefe teilte einmal seinen Schülern voller Stolz und Freude mit, daß es ihm endlich gelungen sei, 61 Staroperationen hintereinander ohne jede Eiterung heilen zu sehen; er glaubte, daß seine feine Operationstechnik dieses erlaunliche Ergebnis herbeigeführt habe; allein, als ihm dann gleich darauf drei andere aufeinanderfolgende Staroperationen zur völligen Vereiterung, also zum totalen Verluste der operierten Augen führten, schrieb Graefe (1867) den melancholischen und resignierten Satz: „Man sieht eben, daß die Fenster der Augenkliniken nicht alle nach der Glucksseite hingehen.“

Heute weiß man, daß keine Eiterung eintreten kann, wenn keine Bazillen in eine Wunde gelangen; es ist eine Frage der Sorgfalt des Operateurs geworden, ob ein chirurgischer Eingriff ohne Komplikationen heilt oder nicht. —

— Kindersterblichkeit in Rußland. Der „Frankfurter Zeitung“ wird berichtet: Der Anruf des „Vereins zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit“, der neuerdings in verschiedenen Blättern Petersburgs zu lesen war, läßt einen tiefen Blick in das unendliche Elend der bäuerlichen Bevölkerung Rußlands tun. „Von jeher,“ heißt es im betreffenden Anruf, „wurde Langlebigkeit als ein Anzeichen für die glückliche Lage eines Volkes erachtet. Denn in der Tat, je mehr Menschen in einem Lande ein hohes Alter erreichen, desto leichter sind die Lebensbedingungen in ihm. Vor hundert Jahren noch wurde Rußland als ein in dieser Hinsicht bevorzugtes Land betrachtet. Nach Professor J. E. Hanson nahm man zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Mortalitätsziffer in Rußland mit 20 vom Tausend an. Von 1816 bis 1820 erhöhte sich jedoch diese Ziffer auf 23. Zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts überstieg sie schon 30 und jetzt erreicht sie schon 50 und geht noch höher. In einzelnen Gegenden des Reiches erreicht die Zahl der Geburten nicht mehr die der Todesfälle und die Bevölkerung nimmt ab. Zu gleicher Zeit sehen wir in allen Ländern, wo die Zivilisation rasche Fortschritte macht, die Sterblichkeit rasch abnehmen, so daß sie in Norwegen auf 16 und in Australien gar auf 11 bis 12 vom Tausend gesunken ist. Auf diese Weise verlieren wir im Vergleiche mit diesen Ländern jährlich einige Millionen Menschen, welche unter günstigeren Verhältnissen am Leben hätten bleiben können. Einer solchen enormen und immer rascher wachsenden Sterblichkeit in Rußland liegt eine Menge von Ursachen zugrunde, von denen die wichtigste nach dem Zeugnisse der Aerzte in den schädlichen Bedingungen zu suchen ist, welche die neugeborenen Kinder umgeben. Schon vor ihrer Geburt sind viele von ihnen dem Verderben geweiht. Die harte Arbeit der Mütter, ihre schlechte Ernährung, die winterliche Kälte, der Alkoholismus, die seelischen Qualen, alles dieses bewirkt, daß die Kinder schon bei ihrer Geburt wenig lebensfähig sind. Der Akt der Geburt selbst wird in barbarischer Weise vollzogen. Die bäuerlichen Hebammen benutzen Methoden, wie sie nur bei Wilden im Gebrauche sind. Die Gebärende wird aufgehängt, geschüttelt, gezerrt; statt chirurgischer Instrumente werden Holzstücke benutzt; das neugeborene Kind wird ins Dampfbad gebracht, betäubt, mit dem Kopfe nach unten hängend, geschüttelt, sodann auf einer Schaufel in einen heißen Ofen hineingehalten usw. Eingewickelt in schmutzige Lumpen und oft nur der Aufsicht seiner halbwüchsigen Geschwister überlassen, verkauft der Säugling in seinen eigenen Excrementen und wird vom Ungeziefer geradezu aufgefressen. In der verkauften Unterlage und sogar am lebendigen Leibe des Kindes entwiceln sich oftmals Würmer. Und hat das Kind alle diese Qualen überstanden, so stirbt es doch häufig vor Hunger oder es wird durch den verkauften Nutschbeutel vergiftet, der ihm statt der Mutterbrust gereicht wird. Nach dem Zeugnis der Aerzte rafft der Nutschbeutel (mit gekautem Brot, Grütze usw. gefüllt) mehr Menschenleben hinweg als alle Schlägen gegen den Feind. Im Sommer, wo die Bauersfrauen auf dem Felde arbeiten, wüthet in den Dörfern unter den Säuglingen ein bössartiger Durchfall, der mitunter alle kleinen Kranken, bis auf den letzten hinwegrafft. Die, welche am Leben bleiben, bilden eine schwächliche Bevölkerung, die bei weitem nicht das ist, was sie sein

Könnte. Und da die Sterblichkeit gleich einer Latwine wächst, so können wir mit vollem Rechte behaupten, daß nach 150 Jahren die großrussische Bevölkerung unbedingt anfangen wird, auszusterben.“ Nach den weiteren Zahlen, die in diesem Dokumente angeführt werden, dürfte diese Behauptung noch zu optimistisch sein. Im Gouvernement Pskow starben im Jahre 1890 von jedem Tausend Kindern unter einem Jahre je 829. In Norwegen sterben von tausend Kindern im selben Alter nur 95. —

kg. Die schwarzen Flüsse Südamerikas. Fast alle die großen Flüsse im Gebiete des Amazonasstroms zeichnen sich durch eine auffallende schwarze Farbe ihres Wassers aus. Alexander v. Humboldt hat zum erstenmal die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diese schwarzen Flüsse gelenkt, später hat man auch in Afrika, dem Kongo-Gebiet, in Asien am Baitalsee und an anderen Orten der Erde schwarze Gewässer entdeckt. Selbst in Schottland und Schweden, aber auch in unserem Schwarzwald gibt es Flüsse und Bäche, deren Wasser eine dunkle Färbung zeigt. Ueber die Ursache dieser Färbung stellt nun Josef Meindl in der „Naturw. Wochenchrift“ (Nr. 23) nach fremden und eigenen Forschungen Betrachtungen an. Die chemische Analyse des Wassers aus einem schwarzen Flusse Südamerikas hat ergeben, daß jenes eine organische Substanz enthält, die aus Humusäuren besteht, wie sie sich in Torfmooren bilden, aus denen ja auch schwarze Gewässer ablaufen. Trotz des Luftzutritts kann die organische Substanz nicht in Nitrate übergehen, weil es diesen Gewässern an Sauerstoff fehlt. Das Wasser ist in chemisch reinem destillierten Zustande blau. Es absorbiert alle Strahlen des Sonnenspektrums, nur die blauen wirft es zum Teil zurück, und diese nehmen wir daher bei Betrachtung eines solchen reinen Wassers wahr. In der Natur besitzt aber das Wasser infolge von Beimengungen schwebender Teilchen oder durch Auflösung von färbenden Stoffen meist eine andere Farbe. Nun ist das Wasser in den schwarzen Flüssen Südamerikas außerordentlich rein von suspendierten Substanzen. Es darf also keineswegs mit schlammigem Wasser verglichen werden, das trüb und daher dunkel, aber doch kaum wirklich schwarz erscheint. Die schwarzen Flüsse haben dagegen ein ganz klares, fast schlammfreies Wasser. Ja, gerade in dieser großen Reinheit liegt zum Teil die Ursache, warum es schwarz erscheint. Denn die schwebenden Teilchen halten das einfallende Licht ab, in die Tiefe zu dringen. Dagegen vermögen in reinem Wasser die Strahlen besser in die Tiefe zu dringen und dort zu verschwinden, und ein Körper, der alle Strahlen des Sonnenspektrums absorbiert, erscheint ja schwarz. Allein das erklärt doch die schwarze Färbung nur zum Teil, denn auch ganz flache seichte Flüsse besitzen schwarzes Wasser. Es müssen also wohl in diesem gewisse Stoffe gelöst sein. Nun ist aber das Wasser in den schwarzen Flüssen außerordentlich arm an gelösten Mineralstoffen. Das liegt daran, daß sie über Urgestein, Sandstein und andere Bodenarten fließen, die schwer löslich sind. Offenbar stammen diese Substanzen aus den vertrockneten Pflanzenmassen, welche sich in den an Urwäldern reichen Quellgebieten des Amazonasstromes anhäufen. In der Tat konnte schon F. A. Forel durch Beimengung von Torf zu Wasserproben aus dem Genfer See eine Schwarzfärbung der letzteren erzielen. Es sind also diese Humusäuren, welche in der Hauptsache auch den schwarzen Flüssen Südamerikas ihre schwarze Farbe verleihen. Warum das Wasser nie auf Kalkboden schwarz ist, das hat seinen Grund darin, daß der Kalk sich mit den Humusäuren zu unlöslichen Verbindungen vereinigt, welche zu Boden sinken. Daher kommt es auch, daß das Bett von Weichwasserflüssen, welche Moortwasser aufnehmen, schwarz ist. Die gebundenen organischen Stoffe lagern sich am Grunde der Gewässer ab. Eine Merkwürdigkeit der schwarzen Flüsse Südamerikas ist es, daß in ihnen wenig Fische vorhanden sind, und daß auch die sonst im Amazonengebiet so lästigen Mosquitos an ihren Ufern fast völlig fehlen. Die Fische finden hier wohl den Kalk zu wenig, den sie zum Aufbau ihres Knochengeriüsts brauchen. Die Mosquitos aber dürsten deshalb an den schwarzen Flüssen keine günstigen Lebensbedingungen haben, weil ihren Eiern und Larven das an Humusäure reiche Wasser schädlich ist. —

### Technisches.

— Der Bau der Jungfraubahn. Einem Artikel des „Zentralblattes der Bauverwaltung“ sei das Folgende entnommen: Im Jahre 1896 wurde mit dem Bau der Bahn begonnen, die bei einer Spurweite von 1 Meter als elektrische Zahnradbahn ausgeführt ist. Die größte Steigung beträgt 25 Proz., der kleinste Halbmesser 100 Meter. Der Starkstrom wird mit 7000 Volt Spannung vom Turbinenhaus (2650 Pferdekraft) an der Weißen Lützhöhe bei Lauterbrunnen geliefert und oben auf 600 Volt umgeformt. Die Jungfraubahn beginnt in einer Höhe von 2064 Meter bei der Station Klein-Scheidegg der zwischen Lauterbrunnen und Grindelwald verkehrenden und als Zahnradbahn mit Dampftrieb ausgebauten Wengernalpbahn. Von der Kleinen Scheidegg läuft die Jungfraubahn angelehnt an die gleichnamige Eigergruppe Mönch und Jungfrau in allernächster Nähe auf der Fashöhe entlang und erreicht mit Ausnahme eines kleinen Tunnels von 87 Meter Länge in offener Strecke bei der im Jahre 1898 eröffneten Station Eiger-Gletscher auf einer Länge von 2 Kilometer die Höhe von 2323 Meter über Meereshöhe. Bei Eiger-Gletscher tritt die Bahn in den großen Tunnel von 10 Kilometer Länge, 3,70 Meter Breite und 4,35 Meter Höhe. Die erste Tunnelstation Nottola ist im Jahre

1899 dem Betriebe übergeben worden. Sie liegt bei 2,88 Kilometer auf einer Meereshöhe von 2530 Meter. Diese Strecke konnte von zwei Seiten in Angriff genommen und daher in der verhältnismäßig kurzen Zeit von einem Jahre fertiggestellt werden. Die folgenden Tunnelstrecken konnten und können nur von hinten vorgetrieben werden. Die Strecke Nottola-Eigerwand wurde in der Zeit von 1899 bis 1903 fertiggestellt. Eigerwand liegt bei 4,40 Kilometer 2868 Meter über dem Meere; und auf der jüngst eröffneten Station Eismeer erreicht die Bahn bei 5,7 Kilometer die Höhe von 3162 Meter. Die Jungfraubahn hat jetzt den Eiger durchbohrt und ist bei Eismeer bis unter das Joch zwischen Eiger und Mönch gelangt. Die Tunnelstationen sind in den Felsen ausgesprengt, die Felsendecke ist in Abständen von 6 bis 8 Meter im Lichten durch 6 bis 7 Meter starke stehengelassene Felsäulen gestützt. Eismeer wird nach der Vollendung die bedeutendste und geräumigste Station der Jungfraubahn werden. Sie eröffnet einen Blick auf einen etwa 8 Kilometer weiten von Eisbergen umgebenen Kessel. Man hofft, den Ausbau der Station, d. h. die Aussprengungen eines Abtriegs zum Gletscher und zur Schaffung von Uebernachtungs- und Gastwirtschaftsräumen bis zum Oktober d. J. fertigstellen zu können. Die Oeffnungen an der Berglehne, die denen an der Aegensstraße ähnlich sind, werden zum Schutz gegen Kälte und Wetter für Ver- und Abgangspunkt eingerichtet werden, so daß die Station Eismeer einen bequemen Ausgangspunkt für Bergsteiger, für Skiläufer, Rennwalfahrer und Schlittensport aller Art bildet, denn über das untere Mönchsloch hinweg ist das „ewige Schneefeld“ ohne große Mühe zu erreichen. Vom Eismeer wird die Tunnelbahn in gerader Linie mit nur 6,6 Proz. Steigung nach Westen, und zwar in einer Länge von fast 4 Kilometer, bis zur Station Jungfrauoch geführt werden. Sie ist als Doppelstation gedacht mit Ausflüssen nach Norden und Süden. Vom Jungfrauoch wird die Bahn mit 25 Proz. Steigung zur Felsenstation Jungfrau führen (4093 Meter über dem Meeresspiegel), von der man mittels elektrischen Aufzuges von 73 Meter Höhe den Gipfel der Jungfrau erreichen soll. Die Vollendung der Jungfraubahn bis zum Gipfel wird mindestens noch zehn Jahre beanspruchen. —

### Humoristisches.

— Der Submissionsstrich. Der „Köln. Btg.“ wird geschrieben: „Ein im Dienst ergrauter bairischer Förster hatte in seinen Berichten an die ihm vorgesetzte Behörde die von dieser geforderten Ergebnisslosigkeiten usw. im Laufe der Jahre sowohl aus Verneinung wie aus Bequemlichkeitsgründen nach und nach aufs äußerste beschränkt. Auch der wichtige Submissionsstrich war mehr und mehr auf eine sehr bescheidene Länge zusammengeschrumpft. Ein neuer bureaukratischer Vorgesetzter glaubte, hier gründlich Wandel schaffen zu müssen, und sandte einen langen Dienstbericht des Försters kurzerhand mit der Bemerkung zurück, daß der alte Förster nach so langer Dienstzeit denn doch wissen müßte, welche Länge des Submissionsstriches seinem Vorgesetzten zustehe. Kurz entschlossen nahm der Förster einen großen Vogen Papier, bedeckte ihn mit einem ganzen Regiment schön gezogener Submissionsstriche vom längsten bis zum kürzesten und sandte diese Linienzeichnung mit dem Bemerkten zurück, daß man höheren Orts die „zuständige Submissionslänge“ selbst auswählen möge. —

### Notizen.

— Die Tragödie „Herodes“ von Stephen Phillips, die in England den Ruf dieses Dramatikers begründete, ist zur deutschen Uraufführung von den vereinigten Stadttheatern von Essen-Dortmund erworben worden. —  
 — Opernhaus und Schauspielhaus beginnen die neue Spielzeit am 20. August. —  
 — Hauptmanns „Weber“ wurden unlängst im Deutschen Volkstheater zu Prag zum erstenmal aufgeführt. Bei der Erstürmung von Dreißigers Wohnung wurde, nach der „Zeff. Z.“, die Darstellung so realistisch, daß man um das ganze Theater zu fürchten begann. Die Statisten, die eben nicht allzu glänzend honoriert sind und die auch einmal ein Extrabergrüßen haben wollten, schlugen alles kurz und klein. Der Vorhang hob und senkte sich, aber die „Weber“ demolierten weiter. Sie waren nicht zu bändigen. Vestürzt stürmte der Direktor auf die Bühne, aber von dem Mobiliar Dreißigers war nichts als ein Trümmerhaufen geblieben. —  
 — Der zu den edelsten Kunstwerken der Renaissance zählende Holzschnitzer Polak ist aus den Mitteln des Vereins für Erhaltung von Nürnberger Kunstwerken um 60 000 M. erworben und dem Germanischen Museum in Verwahrung gegeben worden. Der Polak stammt aus der ersten Hälfte oder der Mitte des 16. Jahrhunderts; manche schreiben ihn dem Peter Flötner zu. Er ist überaus kunstvoll aus einer Kolosnuß geschnitten und mit Edelsteinen reich montiert. —  
 — Leo Errera, der bedeutendste belgische Botaniker, ist in Brüssel infolge eines Schlaganfalls im Alter von 50 Jahren gestorben. —  
 — Von dem neuen auf Ceylon gefundenen Mineral Thorianit sind größere Mengen auf den Londoner Markt gekommen. Der Preis stellte sich auf 1500 Pfund Sterling für die Tonne. —